

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Würthmann, Elisabeth: Am Mühlbach

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Am Mühlbach.

Erzählung von Elisabeth Wüthmann.



astigen Laufes, denn er muß von Gletscherhöhe zu Tal, zieht der Bach am neuen Bau vorüber, der an Stelle des alten Mauerwerks allgemach ersteht. Was kümmert

die raschen Wellen der Menschenhände vergänglich's Werk — sie haben des Wechsels soviel gesehen, seit ihre grünweiß schäumende Kraft zu nützen, die Mühle am Ufer sich erhob, unter mächtigen Bäumen zuerst, die Waldmühle war sie geheiß'n. Des Wechsels manchen und doch im Grund immer das'elbe — Menschenglück und Menschenleid. —

Wie vordem sitzt der Mühle Kundschaft rings auf stattlichen Einzelhöfen, sie ist von unvermishtem Germanenblut, das sich von altersher nicht gern zu enger Dorfgemeinschaft bequemt. Die Waldmühle aber heißt sie nicht mehr, längst ist der Wald gerodet worden, nehmen Acker und Wiese seine Stätte ein.

Friedvolle Tage hat der Bach erblickt, wo das Gedeihen stetig wuchs wie der Halm auf dem Sommerfeld; und wieder hat er Verheerung geschaut und Mord und Greuelthaten ohne Namen, die ihm das klare Gletscherwasser blutigrot gefärbt, wenn Krieg das Land verwüstet und bis hierher in grüne Einsamkeit gedrungen war. Durch bang erschrockene Zeiten ist er gerauscht, als die Menschheit am Ende ihrer Erdentage angelangt zu sein vermeinte, und die nunmehr nutzlos werdende irdische Habe gegen einen guten Sitz im Jenseits einzutauschen sich bestift.

Damals hat der Mühle Eigentümer, ein Ratsherr in der Münchener Stadt, sein ländliches Besitztum ans nächste Kloster verschenkt, um seinem wohlhabigen Leib die Bestattung in dessen Gotteshaus zu sichern — ob beim drohenden Weltuntergang die Zeit hierzu ausreichen würde, hatte er, scheint es, nicht bedacht — und seiner minder gut ausgerüsteten Seele das ewige Heil. So war die Mühle Klostergut geworden, doch nicht für lange.

Es traf sich im Wandel der Zeiten, daß die eisengepanzerte Faust des nächsten Klosternachbars einmal schwerer in die Wagschale fiel als die sonst so gewichtige Inful des Abtes, drum wurde beim Friedensvergleich der Burg die Mühle zugesprochen, was

davon noch stehen geblieben. Falls in jenen Tagen um Eigentumsrechte gefochten wurde, war nicht selten, bis der eine der beiden Gegner niedergedrungen worden, der strittige Besitz mit Feuer und Schwert vom Erdboden vertilgt, die Häuser, die Menschenfleisch gebaut, lagen niedergebrannt, und was darin gewohnt hatte, war über die Klinge gesprungen, verelendet, dahingestorben. Wer mit dem Leben davon gekommen, mochte sich die Heimstätte neu aufrichten. Das war, wenn zwei Gewalthaber miteinander kämpften — wie hier der geistliche mit dem weltlichen Arm — der Brauch gewesen in der guten alten Zeit, nur war sie's für den Bürger und Landmann nicht. Der jetzige Müller saß als freier Eigentümer auf der Mühle, er brauchte weder Frondienst noch Zehnten mehr zu leisten, und wenn seine vornehmen Nachbarn in Streit gerieten, schickten sie statt sengender Horden ins Land bedachtjam sachte ihren Anwalt aufs Gericht, ohne daß er die Kosten dafür zahlen mußte.

Auch eines Herenbrandes düstere Glut hatte das Mühlwasser einstmals widergespiegelt. Er war auf dem Mühlenanger angezündet worden, als sie im nächsten Marktsflecken sich vorgenommen, die Hexerei mit fester Hand am Kragen zu packen, und sie nicht nur im Orte selbst, wo sie sich breit gemacht, sondern auch im Umkreis auszurotten mit Stumpf und Stiel. Darüber war ein altes Weiblein eingefangen worden, das zur Sommerzeit in den Bergen Kräuter gesammelt, und hatte auf dem Mühlenanger ein unselig Ende nehmen müssen. Die Kunde davon war aus dem Gedächtnis der hier Beheimateten geschwunden, sonst hätte die Müllermagd kaum das Herz gehabt im Mondschein nochmal nach ihrer Wäsche zu sehen, die sie zum Bleichen dorthin gelegt. Von Glück aber durfte sie selber sagen, daß sie um etliche Jahrhunderte später zur Welt gekommen als das armselige Kräuterweiblein, sie hätten kaum mehr Federlesen mit ihr gemacht, denn die Mühlenburgel — das war ihr Name — hatte rotgeränderte Augen und zu ihrer spitzen Nase eine bitterböse Zunge . . .

Nicht lang noch war es her, da hatten des Mühlbachs Wellen verdorrte Kränze und welkes Blumen- gewinde ins Land hinausgetragen, nachdem das zeitgeschwärzte Mauerwerk am Ufer mit glänzendhellem Anstrich jugendlich herausgeputzt worden, weil eine junge Frau in die alte Mühle eingezogen. Tannenzweige und Eichenlaub waren daran aufgehängt gewesen, der Försterleni zu Ehren, die der Müller als sein Weib hat heimgeführt. Ein solches Glück — für die rehaugige Leni hieß das, der Müller hätte besser freien können, reicher war damit gemeint, hätte er statt im Waldhaus auf einem der stattlichen Gehöfte seine Werbung vorgebracht. Indes er hatte niemand zu fragen und hätte es wohl auch nicht getan, wenn Vater und Mutter noch am Leben gewesen. Es war ein eigenwilliges hifbegehrendes Geschlecht, das seit mehr als hundert Jahren die Mühle stets vom Vater auf den Sohn vererbt.

Diesmal war nach Jahresfrist ein Dirnlein drin geboren worden mit der Müllerin großen braunen Augen, ein feines stilles Kind, war doch die Leni auch keine von den Lauten gewesen, als Mädchen nicht, ob ihr gleich die innere Froheit aus den freischen Zügen strahlte. Als Frau war sie noch ruhiger geworden, hatten die zartgeschwungenen Lippen sich noch fester aneinander geschlossen, die doch nichts zu verschweigen hatten. Sie war nie viel unter die Leute gegangen, die Försterleni, auch nicht, wie sie Müllerin geworden, nur ins Elternhaus zuweilen. Und dort war es geschehen, das Unbegreifliche, nie Aufgeklärte.

Eines Sommerabends war sie wieder waldeinwärts geschritten, nach dem Forsthaus zu, allein, sonst hatte sie das kleine Dirnlein meist bei sich. Schade war es, sagte der Müllerin jüngste Schwester, die Zenz, gerade heut nicht, wo sie das weiße Kleid mit dem grünen Band probiert fürs Scheibenschießen, natürlich für den Tanz darnach, das hätte dem Kindel Freud gemacht.

„Da komm' ich ja gerade recht,“ hatte dagegen die Leni gemeint, nur sah sie dabei zum Bruder hinüber, zum Emmeran, der auf dem Tisch sein Schießzeug ausgebreitet liegen hat, den Scheibenstutzen und das Jagdgewehr und noch ein paar Pistolen, die mehr zur Zierde — sie waren von schöner Arbeit — sonst in seiner Stube hingen. Jetzt war er über dem allem her, es blank zu putzen, es ging in einem Hin, weil er ja doch an den Stutzen mußte. Die Leni nickte und gab ihm recht, dann trat sie näher zu ihm und nahm die eine Pistole in die Hand.

„Wie hat's der alte Solinger gemacht?“ sagte sie wie in müßiger Frage — er war ein Förster in der Nachbarschaft gewesen, der, eines unheilbaren Leidens halber, seinem Leben selbst das Ziel gesetzt — „gelt, da hinein?“ sagt sie und hält die Pistole vor die Stirn.

„Dacht!“ Der Emmeran hebt abwehrend die Hand, er hat die Ladung noch nicht herausgezogen, da kracht auch schon der Schuß, und die Leni sinkt zu seinen Füßen — tot und die andern können es nicht fassen und meinen, es könnte nicht so sein, und doch ist's so gewesen, und hat niemand sagen können, wie es gekommen und warum.

Der Müller auch nicht, der hat's von den andern erfahren wollen. Er war am späten Nachmittag von seiner Fahrt nach der Stadt zurückgekehrt, worin er, Geschäfte halber, die letzten Tage sich aufgehalten hatte, und nach dem Wald gegangen, seine Frau zu holen. Es hatte ihn wunder genommen, daß er sie bei seiner Ankunft nicht daheim getroffen, sonst war sie ihm wohl ein Stück entgegengekommen mit dem Kind.

„Eine unerforschliche Fügung,“ hat der Herr Pfarrer, der die Leni seiner Zeit getauft und späterhin getraut hatte, an ihrem frühen Grab gesagt.

„Aus dem vollen Glück heraus,“ sagten die andern, es waren die Worte, die einem jeden auf die Lippen traten. Drum war's ein unglückseliger Zu-

fall gewesen, ein Abgleiten, ein unbewußtes Zucken ihrer Hand — sie hatte doch als Försterstochter mit dem Schießzeug umgehen können, und als sie noch daheim gewesen, spaßeshalber mit dem Emmeran manchmal nach der Scheibe geschossen — drum wieder war es unbegreiflich und eine unerforschliche Fügung, daren der Mensch sich schicken mußte.



Da kracht auch schon der Schuß, und die Leni sinkt zu seinen Füßen.

Der Müller freilich konnte es nicht gleich im ersten Augenblick. Es war ein zu trasses Wiederfinden nach dem Abschied, den er sorglos von ihr genommen — daß sie ihn zur Stadt begleitete, ging ja nicht an, das gab es nicht, er hätte sie soviel müssen allein sitzen lassen, im Wirtshaus unter den fremden Leuten — wenn einer Geschäfte machen will . . .

Mit der Zeit jedoch lernt der Mensch sich in alles finden, hatte der Herr Pfarrer ihm zum Trost gemeint und recht damit behalten. Es hat nicht einmal gar so lang gewährt — er hätte ein bißerl länger warten dürfen, haben böje Zungen hie und da gemeint — da ist der Müller nach dem Weinbeerhof hinübergegangen, was er übrigens nach der Leute Meinung gleich das erste Mal hätte tun sollen, statt die Freierrfüße waldeinwärts zu lenken, auf dem Weinbeerhof war Geld. Dann war die Mandl dort, der Leni Schulkameradin, nur hat der Müller nicht sie, er hat die Margret heingeführt, die ältere Schwester, die Wittib mit dem Buben, die im letzten Jahr aus der Stadt nach dem heimatischen Anwesen übergesiedelt war, in die Sommerfrische hat sie gesagt. Geld war da auch, mehr Geld noch, das vom verstorbenen Mann dazu, das aber hat zumeist dem

Buben, dem Leonhard gehört. Je nun, wie einer will. Wer gern fremde Kinder aufzieht, mag es tun, um den Gotteslohn, ein anderer Dank wird ihm ohnedies nicht zu teil dafür. War auch dem Müller seine Sach', wie er mit der Margret zu Streich kam. Keine Gute wär' sie nicht, sagte der Blaufeldsepp, er konnte es wissen, er hatte sich einen Korb bei ihr geholt.

Die Kränze indes hatten sie auf der Mühle sich gespart, da die Margret ihren Einzug dort gehalten, nur kam das Lenerl, der Toten Kind, der neuen Mutter mit einem Blumenbusch unter der Tür entgegen, den es dann nicht um die Welt aus dem Händchen lassen wollte, es war halt noch ein kleines unverständlich Ding. Die Margret hat dazu gelacht.

Sie war nicht ungut mit dem Lenerl, barsch wohl, wie es in ihrem Wesen lag, sie war es auch mit ihrem eigenen Buben, wenn der ihr in die Quere lief. Dem Lenerl aber war am wohlsten beim Leonhard, drum ist's ihm nicht von der Seite gewichen den lieben langen Tag, und dem Leonhard hätte was gefehlt, wäre nicht das Lenerl hinter ihm hergetrippelt, das Lenerl und der Waldbl — ihn hatte noch als kleinen Patscher die Försterleni aus ihrer beider grünem Heim gebracht — die waren sein Gefolge und mußten als solches seinen Willen tun.



Dem Leonhard hätte was gefehlt, wäre nicht das Lenerl hinter ihm hergetrippelt, das Lenerl und der Waldbl.

„Du mußt mir's geben, weil ich der größere bin, heißte der Leonhard, wenn das kleine Dirnlein ein schöneres Schilfrohr gefunden hatte, daraus man eine bessere Pfeife schnitzen konnte, oder einen flacheren Kiesel, der öfter auf den Wellen aufschlagen würde, und das Lenerl bot sie ihm gehorsam dar, weil es noch klein war.

„Mußt achthaben, daß ich nicht hineinfall', daß Wasser ist soviel tief,“ bedang es sich dafür aus, wenn's im Gebirg gewettert hatte, und der Mühlbach nach dem Regen hoch ging. An seinem Ufer spielten die drei am liebsten, das heißt dem Dackel war es eins, wohin es ging, falls er nur dabei sein durfte.

„Magst sie behalten,“ sagte auch wieder der Leonhard gnädig, hatte die Förstergroßmutter etwa dem Enkelkind eine Schmalzudel mitgebracht, „weil du noch so klein bist“ — so kam es doch nicht zu kurz mit seinem Kleinssein.

„Dem solltest jetzt was geben,“ meinte aber mißfällig der Bub, als das Lenerl drauf dem Waldbl vorsichtig aus sicherer Entfernung die Nudel hingehalten und dann herzhaft selbst hineingebissen hatte. „Entweder nicht zeigen oder was geben,“ entschied er nach Recht und Billigkeit, und das Lenerl zwickte folgjam ein winziges Bröckel ab und warf es dem gelüftigen Dackel zu — es hatte sonst ein mitteljam Gemüt, nur waren Rosinen in der Nudel.

Zuweilen blieben die Kinder allein in der Mühle, mit dem Gesinde versteht sich. „Jetzt gehört sie unser,“ sagte da der Leonhard, das Lenerl aber meinte zaghaft: „Ehender dem Hies,“ so hieß der Mühlknecht, der sie im Gang hielt. Dann war die Margret mit dem Müller nach der Stadt gefahren, sie ließ ihn nicht wie die Leni allein dorthin, als müßte sie ihn immer unter ihren hellen scharfen Augen halten.

Ein tiefer Schnee ist dem Lenerl gefallen, wie der Leonhard in die Schule hat müssen. Was half es, daß es ihn unterwegs begleite durfte, so weit als es den Rückweg finden konnte, den mußte es doch alleinig machen, mit dem Waldbl freilich. Der Leonhard aber hat die Begleitung oftmals Bucheltarren tragen müssen, damit er nicht zu spät gekommen ist — er war groß und kräftig für sein Alter. Um so heller ist dem Lenerl die Sonne aufgegangen, war's auch nur die eines wässerigen Septembertorgens, wie es den Schulweg auf eigene Rechnung machen durfte, natürlich mit dem Leonhard, und in derselben Schulstube mit ihm sitzen — weil's nur die eine gab — und Buchstaben auf die Schiefertafel malen, indes der Bub und seine Altersgenossen dem Herrn Lehrer ihre höhere Weisheit haben austramen müssen. Auf dem mitunter mühsamen Weg zu dieser hat das Lenerl wieder eine Stütze am Leonhard gefunden. Ihm kam es nicht drauf an, die Summen zusammenzuzählen oder zu teilen, die auf des Mäderls Tafel zur Berechnung standen, sobald er mit den eigenen Aufgaben fertig geworden; dann sagte er „Dummerl“ zulezt, aber er lachte dazu, und das Lenerl lachte vergnüglich mit.

Einen Ort gab's auf der Mühle doch, wohin das Lenerl den Leonhard schier lieber hätte allein gehen lassen, falls es das überhaupt hätte geben können. Daß er auch immer in die Bodentammer hat müssen, wenn sie allein in der Mühle waren, da war's noch

schreckhafter darin. Es hing da die Was Emmerenz an der Wand, ihr Abbild nämlich, und schaute das Lenerl mit ihren stechenden Augen an, wo immer es in der Stube stand.

„Als ob sie mir was sagen wollte,“ fand das Mäderl heraus, es hätte aber um die Welt nichts hören wollen.

„Sie kann doch nicht, ist nur ein angemalenes Bild,“ belehrte es der Leonhard und tat einen lecken Schlag mit seiner Gerte auf die Leinwand.

Das Lenerl gab ihm recht und war heilfroh, wenn er sich endlich zum Gehen wandte, er hatte es nie eilig damit.

„Ist soviel da, was einer brauchen könnte,“ meinte er und nickte begehrlig mit seinem zerzausten Braunkopf, an dem ein paar graue Spinnweben hingen, die gab's da oben auch. —

Selten kamen die zwei Stadtfahrer in froher Reifestimmung nach Haus. Da hätte sie wieder einmal gesehen, was man hier außen entbehren müsse, brachte die Margret meist als Ergebnis ihres städtischen Aufenthaltes heim, und wie schön und bequem es die Stadtleute hätten, sie wüßten es gar nicht wie gut — es sei ihr selber nicht anders ergangen, als sie vormals dort gewohnt.

„Hättest ja drin bleiben können,“ war dann des Müllers Antwort drauf.

Mitunter ließ sie auch spitze Reden über die Mannsleut' los, die nur aufs Spielen und Trinken aus wären, und der Müller knurrte über das Weibervolk dagegen, wo das dabei säße, sei's mit den Geschäften nichts.

Sie blieben aber nicht daheim deswegen, und einmal brachten sie sich sogar noch einen mit. Einer war es, der alles verstand, man durfte nur fragen, an der Antwort fehlte es nie. Der ging das ganze Besitztum aus und schaute sich die Mühle von oben bis unten an und schüttelte den Kopf darüber und lachte wieder dazwischen auf und sagte zuletzt, in der Welt draus machten sie's anders. Fast hätte es den Müller verdrießen wollen; wen's aber nicht ansocht, das war der Hies, der Mühlknecht.

„Lut's auch so,“ meinte er dazu.

„Beim Kleinbetrieb kommt nichts mehr raus,“ sagte der Städtische zum Müller.

„Wenn einer nur sein Fortkommen hat,“ mischte sich der Hies wieder ins Gespräch. Er war als junges Bürschel bei des Müllers Großvater in Dienst getreten und nahm sich daraufhin was heraus.

„Stillstand ist Rückschritt,“ gab der andere des Knechtes Brotherrn zu bedenken. Da war der Hies auf den Mund geschlagen, er tat ihn aber nochmal auf.

„Mehr als gebaut wird, kann der Müller nicht mahlen,“ sagte er und wog bedächtig den grauen Kopf.

„Als ob er der alleinige in der Gegend wär,“ wies ihn der Stadtfrack zungenfertig zurecht. Da waren noch der Dalmüller und der von Miesau und andere noch, was die aufschütten, könnte alles hier gemahlen werden.

„Wollen auch leben,“ sprach der Hies dagegen — er war noch einer vom alten Schlag — mehr wie satt essen bräucht sich keiner, sagte er giftig, und wenn's einer doch tut, zwickt ihn alsbald die Gicht und anderes Gebreite. Da ließ der Zugereiste den Mühlknecht stehen, weil doch bei ihm kein Einsähen war.

Um so williger ließ ihm der Müller das Ohr. Die zwei wurden gar nicht fertig miteinander, denn wenn der Stadtherr mit seinen Sprüchen am Ende war, fing er sie wieder von vorne an, und wollte er sich etwa einmal verschmaufen, brachte ihn der Müller mit seinen Fragen sofort aufs neue dran.

Bauen müßte er halt, der Müller, sonst wär' an einen vergrößerten Betrieb nicht zu denken, allein was machte das — das brauchte ihn nicht zu kümmern, wo ihn der Platz nichts kostet. Flink rechnet ihm der andere vor, was in der Stadt ein Bauherr für Grund und Boden zahlen muß. Drum wäre es schad, falls sie sich diesen Vorteil auf der Mühle nicht zu Nutzen machten. Ihrer Lebtag könnten sie die nicht verkaufen, solange sie so veraltet bliebe, und einmal dächten sie ja doch daran, sich in der Stadt zur Ruhe zu setzen.

Damit hätte es Zeit, wandte die Margret ein, die mit zweifelndem Gesicht dabei saß, wie die zwei sich in der Stube so besprachen bei einem kühlen Trunk — es war durstige Sommerzeit und der Mühlenkeller kühl und ein Faß Bier oder Tirolerwein lag jederzeit angezapft darin — da wär' der Müller noch zu jung dazu.

„Nur nicht so gar spät,“ klärte sie der Städtische auf, „wo man nirgend's mehr etwas vom Leben hat.“ Das wieder leuchtete der Margret ein.

Und einen genauen Anschlag kann der Müller haben, da fehlt sich nichts, und er muß auch ihm, der vor ihm sitzt, allein nicht glauben, sie könnten ja sonst denken, er suchte seinen Vorteil dabei. Der Müller kommt selber so oft in die Stadt, da soll er sich nur erkundigen, bei wem er will, bei solchen natürlich, die etwas davon verstehen. Eines Mannes Red' ist keine Red'.

Das war ein Wort zur rechten Zeit. Da war es ja am besten, der Müller fuhr gleich wieder mit seinem Gast hinein und die Margret dazu, weil vier Augen weiter sehen als zwei.

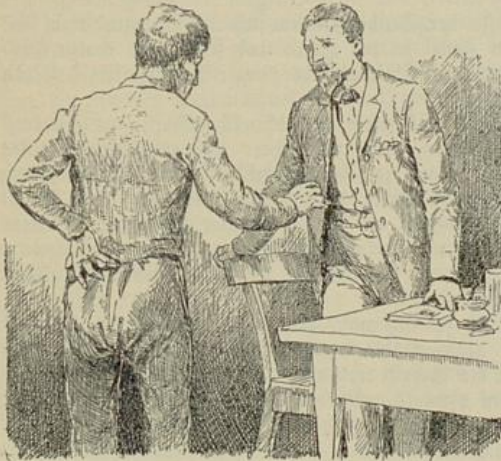
Wie sie heimkommen miteinander, ist die Sache schon abgemacht. In der nächsten Woche gleich wird mit dem Abreißen angefangen, nur ein paar Mauern, damit geht's schnell, jetzt ist die beste Zeit zum Bauen, ehe einem der Winter auf den Leib rückt.

Ist alles abgeredet bis ins kleinste, sagt der Müller auf dem Weinbeerhof, wo sie ein bißerl die Köpfe schütteln, die alten Leut'. Die machen's immer so, sobald ein jüngerer etwas unternimmt.

Es müssen sich aber hintennach doch mitunter Anstände ergeben haben, denn das Stadtfahren hört nimmer auf. Mühlen- und Gutsbesitzer schreibt er sich in den „drei Schwertern“ ins Gastbuch ein, in den „Schedigen Boß“, darin er kurzweg als Müller angerebet wird, geht er jetzt nimmer, dort paßt ihm

die Gesellschaft nicht länger. Es suchen ihn jetzt Herren zuweilen auf, denen er den „Scheckigen Bod“ nicht zumuten kann. Der Margret war das recht, ihr hat er nie getaucht, und außerdem ist sie der Meinung, der Mensch muß aufwärts trachten.

Einen ersten Verdruß gibt's auf der Mühle mit dem alten Eigenstimm, dem Hies. Hat fünfzig Jahre in der Mühle sein Brot gegessen und Knödel und Gefelchtes am Sonntag dazu, und tritt nun eines Morgens vor den Müller hin und sagt, er ging' in vierzehn Tagen, er hätt' vernommen, vierzehn Tag' sei jetzt der Brauch. Der Müller hat gemeint, er hört nicht recht, oder ihm träumt, oder der Hies ist verrückt geworden. Nein, sagt der, narret nit, aber zu alt, um nochmal umzulernen, er kann's nur auf



Der Müller hat gemeint, er hört nicht recht.

die alte Art. So soll er doch warten, bis es einmal so weit wär', er wird dann sehen, daß er sich leichter tut, wie sie es richten, drum baut der Müller um, und jetzt ging's ohnedem noch nach der alten. Der Hies aber bleibt dabei, „in vierzehn Tag'“, das sei nunmehr der Brauch.

„So geh' in drei Teufels Namen,“ schreit sein Herr voll Born ihm nach, und kann sich umtun dann und wieder in die Stadt fahren, damit er einen Mühlenknecht aufreibt, in der Gegend weiß er sich keinen im Augenblick. Ihn selber zu machen hat er keine Zeit und noch weniger die Lust dazu.

„In der Stadt findet einer alles,“ triumphiert er bei seiner Rückkunft.

„Es ist darnach,“ denkt sich der Hies, wie sein Ersatzmann anrückt, am Vorabend, ehe er selber geht. Er zeigte ihm aber getreulich alles und der Neue staunt und wundert sich, gerade wie der andere Stadtsrath vorher, wie zurück sie noch hier außen seien.

„Es wird anders,“ vertröstet ihn der Müller, drum eben baut er ja. —

Fängt einer an abzureißen an solch altem Bau, gibt es schier keinen Einhalt mehr. Die Mauern

freilich, die sind fest, fester als jenen lieb ist, die sie niederlegen sollen, sie hätten bis zum Weltabräumen ausgehalten, das Holzwerk dagegen ist vermorscht und nirgends mehr ein Halten. Wenn keiner daran gerührt, hätte es wohl noch Jahre stehen mögen, nimmt man aber davon heraus, gibt alles nach. Da hilft kein Kostenanschlag, sagen jene, die ihn gemacht, weil keiner drin steckt.

Der Müller kratzt sich hinter den Ohren und nimmt Geld auf, wo er's am nächsten hat, bei der Margret, seiner Frau. Später muß er sich noch an andere wenden, nicht vergeblich, ein Mann wie er kriegt überall geborgt. Er muß doch auch die laufenden Ausgaben decken, die Arbeiter zahlen, die der Bauleiter sich mitgebracht, hier außen wäre jetzt zur Erntezeit nicht für Geld noch gute Worte ein Tagelöhner zu haben gewesen.

Eine zusammengewürfelte Gesellschaft ist es, die zur Brotzeit auf dem Mühlenanger lagert, wo das unselige Kräuterweiblein sein übles Ende genommen hat — denn jetzt wird überall gebaut. Es wird auch gewelscht darunter, es sind Italiener dabei, einer hat sogar die Schwester mitgebracht, so nennt er wenigstens die kräftige Dirne mit den blühenden dunkeln Augen und den Haaren, schwarz wie ein Rabenflügel.

Allmählich erhebt sich der neue Bau am rauschenden Bach. Der gleitet rastlos weiter, ihm ist kein Ziel gestellt. Er fließt zum Meer und steigt in grauen Nebelschleiern zum Himmel auf und regnet aus schweren Wolken nieder und sinkt in weißen Flocken auf Bergeshöhen, wo er zu glitzerndem Eis erstarrt, und rieselt, wenn laue Lüfte wehen, als Quelle ins frühlingsgrüne Land herab und schwillt zum Bach, der meermwärts zieht. Was Menschenhände bauen, zerfällt, falls sie nicht, wie erst hier, es niederreißen. —

Dem Leonhard — er hätte kein Bub sein müssen — wurde es zum liebsten Zeitvertreib, sich beim Bau herumzutreiben und, wenn es anging, auf die Gerüste zu klettern, nur schrie das Lenerl dann und hielt sich angstvoll die Augen zu, weil er sich „derstürzen“ könnte. O je, noch lang nicht. Sind nur die Arbeiter fort und der Müller nicht um den Weg, ist ihm keine Leiter zu schwankend und es kommt ihm auch nicht darauf an, in schwindelnder Höhe einen Hupfer zu tun von einem Brett zum andern, 's ist ja so schön, statt zur Tür zum Fenster hinein-zuspazieren oder durch ein Mauerloch hineinzukriechen, das vordem einmal ein Fenster gewesen. Schad, daß das Lenerl nicht mittun will, er hätt' schon nachgeholfen, allein es traut sich nicht, es ist ein Hasenfuß, bei Dirndeln ist das keine Schand'!

Bitterlich hat es aber geweint, wie er zur Bodenkammer hineingeschlüpfte, darin die Was Emmerenz hängt mit den stehenden Augen. Es hat sich schier die feinen ausgeblinzelt in die sonnstimmernde blaue Luft hinauf, ob es nicht dort oben ein paar stämmige Beine erspäht, die zur Dachluce heraus den Weg nach unten suchen. Nicht anders hat es zuletzt ge-

meint, als dem Leonhard sei in der Kammer unsagbar Schreckliches, ganz Grausliches passiert, die Bas Emmerenz sei aus ihrem Rahmen herausgetreten — davor hat das Lenerl schon immer eine geheime Angst gehabt — und ganz nah zu ihm hingetreten und hätte ihn nur angeschaut, mehr braucht es nicht, und der Leonhard sitzt in der finstern Ecke und wagt sich seiner Lebtag nimmer draus hervor. Vielleicht ist er auch schon tot.

„Holdrio!“ Er ruft's herunter und streckt den Arm zur Luke heraus und zeigt etwas nach unten, was das Lenerl nicht unterscheiden kann. Dem ist's auch gar nicht drum zu tun, es lacht glücklich, weil die Bas Emmerenz den Leonhard wieder freigegeben hat. Wie ein Eichkätzler ist er herunter.

„Ich schenk' dir's,“ sagt er, als er auf festem Boden steht und hält dem Lenerl ein kleines schwarzgebundenes Buch hin. Er hatte es in der dunkeln Ecke hinter einer Kiste hervorgeholt, mit anderm wohl, das ihm selber dienlich, sonst wären ihm die Hofentzichen nicht so abgestanden.

Schöne Bilder gab es in dem Buch. Da war der Himmelvater in einem langen Faltenrock und Engeln, die nur ein Kopf mit ein Paar Flügeln waren, und die Muttergottes in einem blauen Gewand mit einem großen roten Herzen außen auf der Brust statt innen. Dann sah des Lenerl Namenspatronin, die heilige Magdalena, drinnen in der Bildnis und es war nur schad, daß sie einen greulichen Totenkopf zärtlich umschlossen hielt. Zwischen den Blättern lag hie und da ein Blümlein, farblos fahl, oder ein gepresster Viecklee und vergilbte Zettel mit geschriebenen Gebeten, die mochten kräftiger noch sein als die im Buch gedruckten.

„Magst es behalten,“ sagte der Leonhard wieder, da er inward, wie froh das Lenerl damit war, „steht so Magdalena vorn“ — Magdalena Vorderrißer war auf dem ersten Blatt in abgeblaster Tinte zu lesen — „s hat deiner Mutter gehört.“

„Ist sie auch drin abgemalen?“ fragt ein bisserl ungeschickt das Lenerl, weil's ihm gar so wunderbar vorkommt mit dem Buch, und der Leonhard zeigte ihm einen Engel, der aber einen Leib hat und doch zwei Flügel auch. Des Lenerl Mutter war ja im Himmel.

„Tußt beten?“ fragte die Margret, wie sie bald darauf über den Anger geht und das Lenerl im Gras sitzen findet, den Kopf andächtig über ein schwarzgebundenes Büchlein gehängt.

„Ich schau' nur,“ sagt es, „es ist meine Mutter drin,“ und es blättert eifrig, bis es zum schönen großen Engel kommt.

„Wo hast du's her?“ forscht die Margret weiter. Der Leonhard hätte es gefunden, berichtet das Lenerl voller Angst, es möchte ihm abgenommen werden. „s ist meiner Mutter gewesen,“ sucht es seinen Anspruch zu begründen, „steht vorn noch ihr Namen geschrieben.“

Die Margret überzeugt sich davon. Sie läßt die Blätter müßig durch die Finger gleiten, das, worauf

der Himmelvater ist und jenes mit des Lenerl heiliger Patronin, und stößt auch auf die beschriebenen Zettel dabei. Vom einen mutet die Schrift sie seltsam vertraut an, aufmerksam sieht sie ihn näher darauf an, dann wird sie blaß bis auf die Lippen, sagt kein Wort mehr und gibt dem Lenerl sein Buch zurück, nur meint das Kind, es hätte eines von den geschriebenen Gebeten weiß zwischen den gebräunten Fingern hervorschimern sehen.

Es machte nichts, weil sie nur keines von den Bildern genommen, es lagen ihrer lose auch im Buch, Spitzenbilder und ein Hauchbild, das Lenerl holte es hervor, der heilige Laurentius, und hauchte ihn an, bis er sich unter seinem warmen Atem rollte. —

In der Stube drinnen steht die Margret und hält den Zettel in der Hand und starrt mit einem Ausdruck darauf nieder, als züngle ihr ein giftiges Reptil entgegen.

Und doch war es nicht schreckhaft, was darauf geschrieben, und von ihrer eigenen Hand. Lustig war's sogar zu lesen, kreuzfidel — eine Aufforderung an den Müller, doch bald wieder nach der Stadt zu kommen, zu ihr, zu seiner Margret. „Deine Margret“ war unterschrieben und oben das Datum angegeben, eine Woche vor der ersten Müllerin jähem Tod.

Ob sie sich wohl gedacht, was für eine Margret es gewesen, die das Brieflein geschrieben hatte, ob sie die Schrift erkannt? Als Schulmädcl war die Leni oftmals auf den Weinbeerhof gekommen, später auch zuweilen. Ach — ihr war's wohl gleich, wer die Margret war . . . Wie kam das Schreiben in jenes Buch? Hatte sie noch ein Gebet gesprochen, ehe sie den Weg zum Wald einschlug — die Margret schüttelt sich, ihr wird so kalt, und ist doch draußen eine Brügelhitze . . . Unwillkürlich knittert ihre Hand das Papier zusammen. Sie sieht sich um, auf dem Schaff dort steht eine Kerze und Feuerzeug, beides trägt sie zum offenen Fenster hin.

Unruhig flackert das Licht im Luftzug, ihre Finger aber halten fest, ob auch die Flamme ihr bis auf die Nägel brennt. Da bläst sie die schwarzen Aschenreste fort, in den Sommerabend hinaus. Was hilft es, über geschehenen Dingen brüten — so hat sie es ja nie vermeint, so nimmermehr . . .

Eine Wut überkommt sie auf den Leonhard, ihren Buben. Sie hätte ihn prügeln mögen, ihn mißhandeln, ihm den vorwitzigen Kopf an die Wand rennen, den er in alles steden muß . . . Was braucht der in die abgelegene Kammer spüren zu gehen . . . Sie, die Margret, hätte es nie erfahren, was einer nicht weiß, macht ihm nicht heiß — es wär' gewesen, als sei es nie geschehen . . . 's kommt alles heim, wo hat sie doch den Spruch gehört — ach Gott, am Sonntag in der Predigt — Mit dem Maß, mit dem ihr messet, soll euch wieder gemessen werden — das aber soll ihre Sorge sein.

Von da ab schien eine merkwürdige Unrast in die Margret gefahren, seit ihr jener Zettel in die Hand gefallen war. Bald konnte sie sich nicht genug im Haushalt tun, der sonst seinen gemächlichen Gang genommen hatte, riß den ganzen Wäschevorrat aus den Schränken, weil er völlig darin vergilbe, und er mußte gewaschen und auf dem Anger gebleicht werden in der Sonne, obwohl gerade jetzt, wo sie zwar mit dem Abreißern fertig, aber noch mitten im Aufbauen waren, keine schädliche Zeit dafür war. Bald ließ sie mittendrin das Begonnene stehen und fuhr davon, die Schwester Randl besuchen, die mittlerweile verheiratet war und einen dicken Buben hatte, oder im Markts Flecken Einkäufe machen, was sich nimmer verschreiben ließ. Es war, wie wenn sie vor den eigenen Gedanken fliehen wollte, das freilich hat auf die Dauer nicht leicht noch einer fertig gebracht: Gegen das Unerl zeigte sie sich sanftmütiger wie vordem, als hätte sie ihm ein bitter Unrecht ange-tan, ein nimmer gutzumachendes, den Leonhard schrie sie dagegen an, wider ihn trug sie einen stillen Groll im tiefen Herzen.

Dem Müller die Entdeckung kund zu machen, die ihr in der Leni Gebetbuch geworden, hielt eine seltsame Scheu sie ab. Zwar meint sie oftmals, tut er gar so klug, sie müßte ihm vorhalten, wie dumm er jenes Mal mit dem Brief gewesen, und, kommt der Zorn über sie, in giftigen Worten in sein sorgloses Gesicht ihm schleudern, was er damit angerichtet hat — er soll doch auch darunter leiden, nicht sie allein — sie kann es aber nicht, sie bringt's nicht über die Lippen. Ihr war, als könnte sie dann nicht mehr mit ihm leben. Nur nicht darüber reden, nie, mit keinem Menschen, auch mit ihm nicht, dann denkt sie selbst vielleicht nicht mehr daran. Totschweigen will sie es, will es begraben.

Ich verwinde es schon noch, getröstete sie sich. Nur läßt sich das Bergessen draußen nicht erzagen, es muß von innen heraus geschehen, und was keiner Kurzweil glücklich will und nicht der Abwechslung und der Veränderung, bringt eine andere Kummer-nis oft zuweg. Die tägliche Sorge der Gegenwart verdrängt das Leid um die Vergangenheit, ein Uebel treibt das andere aus.

Ja, die Sorge stellte sich auf der Mühle ein. Nicht zum erstenmal hatte sie den Weg dahin gefunden, ist sie doch in keiner menschlichen Behausung fremd, ein schlimmer Gast, der sich ungebeten den darin Wohnenden zugesellt. Die einen können sein Nahen schon aus weiter Ferne mit banggeöffneten Augen und sinkendem Herzen verfolgen, den andern grinst er plötzlich ins Gesicht und schlägt ihnen das Glück, das sie so fest zu halten wähnten, zu tausend Scherben aus der Hand, und beide mögen zusehen, wie sie mit Glimpf seiner wieder los und ledig werden. Am besten ist's, ihm mannhaft ins Antlitz sehen, ihn derb an den Schultern packen und auf Tod und Leben mit ihm ringen, bis er über die Schwelle geschoben. Wer das kann — die Wenigen, die Starken. Davonlaufen aber ist ganz verkehrt.

Damit räumt man ihm das Hausrecht ein, und er läßt als Herr sich nieder am preisgegebenen Herd, der böse Gast. Ihm zu entrinnen war auch der Leni Sinn, nachdem er unversehens eines Sommertages ihr in die ungläubigen braunen Augen gestarrt, da sie bloß Ordnung hatte schaffen wollen unter ihres Mannes herumgeworfenen Papieren. Vor seinem grausen Anblick entsetzt, hatte sie ihm alles hingeworfen und war nur auf die Flucht bedacht gewesen, dahin, wo es am weitesten ist und es kein Heimkommen mehr gibt.

So weit nun ging der Müller nicht. Er kannte andere Straßen, die angenehmer einzuschlagen waren, war er doch schon früher heimlich darauf geworden, als er zum Zeitvertreib sich auf den Weg gemacht, ehe ihn der finstere Gast aus seiner neugewandelten stolzen Mühle trieb. Die war nun einmal umgebaut und das Geld hineingesteckt, das eigene und fremdes, was half es, über Geschehenes zu grübeln, dachte er wie die Margret; er aber schlug die Grillen sich leichter aus dem Kopf, zeitweilig wenigstens.

Und dann hatte er jetzt wirklich Geschäfte in der Stadt. Er mußte doch zusehen, daß er über Wasser blieb, bis — ja bis wann denn? Bis die Leute ein Einsehen bekamen, die Dickhädel hieß er sie. Oder wären sie keine, die jetzt, wo alles aufs zweckmäßigste eingerichtet in seiner Mühle, hartköpfig ihr Getreide den andern Müllern zutrug — von seiner eigenen Kundschaft fanden sich sogar darunter, weil sie dem Neuen, dem Besseren nicht trauten? Nun hatte er eine Mühle, der die ganze Ernte der fruchtbaren Gegend ein Spiel gewesen, und darin kaum soviel Getreide zu mahlen, als er ehemals nach der Vorväter Weise bewältigt hatte. Seit der Sepp fort war, gab's auch mit dem Gesinde soviel Aergers. Nimmt er sich einen aus der Gegend, kennt der sich in Mühlenwerk nicht aus, läßt er einen aus der Stadt kommen, weiß derselbe nicht, was er begehren soll, und bleibt dem Müller doch nicht, weil's so langweilig heraußen ist.

„Nicht' dir einen ab,“ riet ihm die Margret. Dazu fehlt's bei ihm an der Geduld, er sagt, am guten Willen beim andern. Es war zum Teufel-holen, wenn einer sich's zu Herzen nahm.

Verkaufen soll er, weiß die Margret wieder einen Ausweg, verkaufen lieber heut wie morgen. Sie mag den Mühlbach nicht mehr hören, das Wasser-rauschen macht sie krank.

„Hast's doch die ganze Zeit angehört,“ hält ihr verwundert der Müller vor. Das mit dem Ver-kaufen will er sich dagegen überlegen. Er kann ja einmal Schritte tun, so in der Stille, denn wird es laut, daß er die Mühle abgeben will, lauft ihm jeder Lump das Haus ein. Er muß einen Käufer haben mit Geld.

Wenn nur die nicht die ärgsten Knauser wären — abbrücken kann er sich sein Besitztum doch nicht lassen. Da könnt' er ja einfach sein Bündel an den Stecken hängen wie ein Wanderbursch und zur Mühle hinausgehen, er hinaus, der andere herein. Da blieb

ihm ja nach dem, was ihm geboten worden, kaum das Jahrgeld nach der Stadt. Dort könnte er sich gleich selber als Mühlknecht verdingen, wenn ihn, den Abgehauenen, einer nimmt. Nein, so war's nicht gemeint. Da macht er ihn besser daheim auf seinem Eigentum. Er kann nur das Angebundensein nicht leiden, die Arbeit wär' ihm leicht.

So leicht doch nicht wie früher — sie war ihm ungewohnt geworden. Zuletzt kommt er auf der Margret ersten Rat zurück und nimmt sich einen Tagwerker, den er anlernt, einen der Italiener, die beim Bauen geholfen. Er war seitdem in der Gegend verblieben, die Schwester auch. Die Margret will nicht leiden, daß sie so oft nach der Mühle kommt und mit den dreisten rufschwarzen Augen herumspäht, nach dem Bruder, behauptet sie. So viel hat sie deutsch gelernt. Sie kann mehr, sagt ihr die Margret nach, als sie den Anschein haben will. Ein verschmitztes Volk, schier wie Zigeunergestindel. Warum die nicht in ihrem Land bleiben können, soll doch so schön drin sein, reisen die andern extra hin, es anzuschauen. Nicht über den Weg traut die Margret den zweien.

Der Beppo wär' eine eheliche Haut, widersprach ihr Mann, willig und unverdrossen, die Marutsch — Maruccia hieß sie — ging ihn, den Müller, nichts an.

Das wollte sie hoffen, meinte die Margret spitzig, ihre gute Laune war lang dahin. —

So war denn alles anders geworden — die Mühle, daß sie blank und stattlich sich sehen lassen konnte, nicht mehr wie aus einem andern Jahrhundert in die neue Zeit herüberraute; desgleichen waren, die drin wohnten, umgewandelt, nur hatte es mit ihnen sich nicht zum besseren gewandt. Und bei den einzigen, die dieselben geblieben — das natürliche Wachstum abgerechnet, sollte es jetzt auch eine Veränderung geben, die tiefschmerzlich empfunden wurde, vom Lenerl gar. Wer daheim muß bleiben, den trifft die Trennung stets am härtesten, sie wird nicht durch die Erwartung des Neuen leichter gemacht. Der Leonhard nämlich mußte fort. Er war der Schulstube nun entwachsen, worin er so einträchtig mit dem Lenerl gefessen. Ihm freilich wäre es auf der Mühle lang gut gewesen, er weiß sich nichts Schöneres, als einen Müller machen; aber da war die Verwandtschaft vom Vater her, die ihr Wort daveinsprach, besonders ein geistlicher Herr Onkel. Der Bub sollte auf eine bessere Schule kommen, sollte etwas lernen, sonst wäre er übel daran trotz seinem Geld. Drum muß er fort, ob sich das Lenerl auch die Augen ausweint. Es braucht so gar weit nicht zu sein. Nach dem Marktflecken hinüber, wo sie der Hexerei vordem so kräftig zu Leib gegangen. Seitdem war dort eine Gewerbschule errichtet worden, und damit es beim Leonhard ja an nichts fehlen soll, hat ihn der geistliche Herr Onkel bei einem Lehrer untergebracht.

„Ich komm' doch jeden Sonntag heim,“ tröstet er das Lenerl, „und mitunter sind zwei Feiertag' nacheinander, ich hab' sie dir im Kalender angestrichen,

darfst nur hineinschauen, und die Vakanz bin ich ganz daheim, die vielen Wochen, freust dich da nicht?“

Das Lenerl nickt, es sagt immer ja, wenn der Leonhard es haben will, die Tränen rinnen ihm aber unaufhaltsam weiter.

„Mußt aufhören mit dem Weinen,“ verlangt der Bub jetzt an das Lenerl, und es schluckt und schluckt und kann doch nicht Herr werden über das viele Wasser.

Die Margret, die es erbarmt, verspricht ihm, es dürfe den Leonhard einmal mit ihr besuchen, an einem Mittwoch, wo er Nachmittags frei hat.

Vorerst indes kommt es wohl nicht dazu. Sind sie zuerst zum Zeitvertreib so oft mitsammen nach der Stadt gefahren, treibt sie jetzt der Druck der Not dahin. Geld heißt es schaffen auf der Mühle, Geld auf jede Weise, zu jedem Zins. Die Margret hatte geholfen, solange sie konnte, es war nicht ihre Art, dem Mann, dem sie sich selbst zu eigen gegeben — um welchen Preis war ihr erst an jenem Sommerabend kund geworden — ihren irdischen Besitz zu weigern. Wie sie auf den Lustpfaden des Müllers Begleiterin gewesen, blieb sie es auf den Dornenwegen, die zu betreten er gezwungen worden. Er allerdings fand darauf noch manches Nöslein zu pflücken, anders die Margret. Immer tiefer bohren sich die Stacheln ihr ins Fleisch, und nicht ungeduldiger konnte sie werden als über ihres Mammes genugschlürfende leichtsinnige Natur. Ihr war alles vergällt, nicht anders war ihr, als hätte sie gedankenlos das eigene Urteil sich geschrieben, damals, mit jenen lachenden kurzen Worten. Ein Fluch hatte darauf gelegen, der jahrelang geschlummert hatte, bis ihn der eigene Sohn auf sie herabgebracht — ihr ganzes Glend kam von dort. Sie kam nicht drüber weg, auf keine Art; nicht mit der Arbeit, noch mit der Zerstreung, die Sorge nicht einmal, die übermächtige Bezwingerin, hatte es vermocht. Aus des Müllers wohl heftig veranlagter, doch lebensdurstig fröhlicher Gefährtin war eine mürrisch reizbare Frau geworden, deren Gegenwart wie eine Kette sich um seinen Fuß schlang. —

Bis zu jenen Geldverleihern war der Müller schon heruntergestiegen, die ihren unglückseligen Schuldnern nicht nur die hohen Zinsen sofort in Abzug bringen, sondern für einen Teil der noch bleibenden geschmälersten Summe, ihnen die unmöglichsten Dinge aufzuhalsen pflegen. Schmuckstücke hatte der Müller brannehmen müssen, eine Korallenreihe darunter — er hätte doch eine schöne Frau. Die allerdings hatte sofort das Pfandhaus vorgeschlagen. Früher ja, da hatte sie gern mit Gold und glitzernden Ketten sich behangen und zierlich gearbeitete Nadeln in ihr schwarzes Haar gesteckt, das war vorbei.

Einen Blick kaum hatte sie darauf getan, indes ihr Mann den Schuldschein unterschrieb, ehe sie daran kam, denn ihrer beider Unterschrift mußte darunter kommen. Sie kümmerte sich auch um die Bescheinigung vom Leihamt nicht. Wo zu? Um sie

wieder auszulösen, trug der Müller ja die Sachen nicht dorthin. Sie war außen stehen geblieben und hatte herb gelächelt, als der Herausgetretene erzählte, der Beamte schien das Zeug gekannt zu haben, er habe eine Bewegung gemacht, wie um zu sagen, „bist wieder da,“ und sofort den Betrag genannt, der darauf zu erheben war, drauf ihn, den Müller, forschend angesehen.

„Der holt es bei der Versteigerung wieder und hängt es einem anderen auf, der . . .“ Die Margret gab dem Geldverleiher einen schändlichen Namen. Der Müller nickte: „er oder ein anderer Spitzbub,“ und hing noch ein paar Kraftworte dran.

So macht man dem gepressten Herzen Luft. —

Am Sonntag darauf versucht es die Margret auf eine andere Weise, sie geht in Hochamt und Predigt in die Kirche. Es ist eine Gnadenkapelle — ein kurzes Stündchen von der Mühle — um die sich einige Häuser angesiedelt haben, ein Wirtshaus darunter, die müden Wallfahrer für die Heimfahrt zu laben. Der Müller zweigt schon auf dem Hinweg dahin ab. Zwar hält ein guter Herr den Gottesdienst und ist von ihm nicht zu gewärtigen, daß er wie sein Vorgänger die Namen jener, die einen frischen Trunk der geistigen Nahrung vorziehen, dem Abscheu der andächtig versammelten Gemeinde preisgibt, vielleicht auch ihrem stillen Reid — von der Kanzel aus sieht man gerade auf die Wirtshauskürr.

Die zwei Kinder halten dafür bei der Margret aus; sie schreiten vor ihr her, der Leonhard hat es mit dem Erzählen wichtig, und das Lenerl schaut an ihm hinauf, als wär er der Herr Pfarrer vor dem Evangelienbuch.

Sie müssen hinten stehen bleiben, die Stühle sind alle voll, nur für das Lenerl schafft der Leonhard noch das schmale Pläzchen, das es nötig hat, in der letzten Bank. In der kniet auch die Marutsch im Sonntagspuz mit ihrem seidengefransien Kopftuch. Es hängt so tief herunter, daß es fast die Korallenkette verdeckt, die sie um ihren bräunlichen Hals geschlungen, eine Reihe von nicht gar kleinen edig geschliffenen Korallen, nicht die runden, wie sie heutzutage getragen werden.

Die Margret kann die Gedanken nicht ans Gebetbuch fesseln, kaum die Augen, immer irren beide ihr zerstreut wieder ab. Mitten in der Litanei für die armen Seelen, die sie aufgeschlagen, fängt sie an, die seidenen Streifen im Halstuch vor ihr zu zählen; dann wundert sie sich über die weißen Haare der Bäuerin am Berg — sie ist kaum vierzig Jahre alt und hat doch keinen Kummer — daß sie selber, die Margret nicht schon schneeweiß einhergeht — und rechnet zuletzt aus, was der Marutsch Kopftuch gekostet haben mag, es ist von schwerer Seide und wie neu.

Als hätte der Müllerin Blick sie durch das Tuch gebannt, bewegt die Italienerin den Kopf, vielleicht hat sie jetzt das Lenerl wahrgenommen, sie rückt und macht ihm besser Platz. Dabei bleiben die scharfen hellen Augen hinter ihr an der Korallenkette haften,

ein paar Augenblicke nur, indes die Marutsch ihre Rockfalten zusammenschiebt. Wo hat die Margret nur schon solche Korallen gesehen, solch edige, die geschliffen sind wie daheim ihre Granaten? Sie beugt sich vornüber und sagt dem Lenerl was ins Ohr — es hat sich gefest, weil die Predigt anhebt — es möchte ihren Schirm vor sich hinstellen, indes ihre Blicke unverwandt nach der Italienerin Hals hinüberspähen.

Die Margret richtet sich wieder auf und bleibt stehen, regungslos — es mußte ihr gekommen sein, wonach sie sich besonnen hatte — und vergißt auf alles um sie her, neigt sich nicht, wenn der Geistliche den Namen Jesus spricht und sagt nicht „Amen,“ als er mit dem Kirchengebet am Ende ist. Nicht einmal die Wandlung wär sie inne geworden, hätte nicht ihr Bub sie sachte angestochen. Sie denkt, da die Kirche aus wird, auch nicht aus Lenerl, das so schnell nicht aus seiner Bank heraus kann, es lacht dem Leonhard zu, wie der sich nach ihm umdreht.

Der Müller stand nicht an der Kirchentür, auf die Seinigen zu warten, die Margret läßt ihn auch nicht rufen, ungeduldigen raschen Fußes schreitet sie der Mühle zu. Die Kinder treten nicht mit ihr ein. Das Lenerl hat dem Leonhard immer soviel zu zeigen, es wird damit nie fertig, am Samstag nicht und nicht am Sonntag.

Heut muß der Bub das Loch sehen, das der Waldl sich unterm Bretterzaun gegraben, damit er heimlich davon kann, der schlechte Lump, heimkommen tut er freilich immer wieder; und muß die Bergigmeinnicht betrachten — sind ihrer auf einmal am Mühlbach aufgegangen — und die Vogelbeeren am Baum, sie fangen schon an rot zu werden, da faßt sich das Lenerl später eine Kette davon ein, wie der Marutsch ihre, und zieht sie an, wenn der Leonhard in die Vakanz kommt.

Die Margret unterdes macht sich im Haus zu schaffen. Nicht mit dem Mittagessen, das ist der Burgel Sache, worcin selbige sich auch nicht gern einreden läßt. Die Müllerin steht vor ihres Mannes Kleiderschrank und nimmt den Anzug heraus, den er in der Stadt getragen hat. Natürlich steckt der Pfandzettel noch zerknittert darin. Mit zitternder Hand streicht sie ihn glatt. Die Schmuckstücke sind einzeln darauf angeführt, ordnungsgemäß, die Korallenkette ist nicht dabei. Die Margret hat es ja gewußt.

„s kommt alles heim,“ sagt sie und schrickt vor ihrer eigenen Stimme zusammen, als hätte ein anderer zu ihr gesprochen. —

Der Müller kommt nicht zum Mittagessen nach Haus, seine Frau läßt auch nicht auf ihn warten. Zurewegen hätte sie's gekonnt, denn sie bringt keinen Bissen hinunter. Ihr wäre nicht gut, gibt sie als Grund an.

Der Leonhard und das Lenerl brechen nach dem Forsthaus auf, sowie sie den Löffel aus der Hand gelegt haben, und es versteht sich, daß der Waldl mit darf. Gern gehen sie, die drei. Das Lenerl

wird verhätschelt von der Großmutter und angestaunt, und den Leonhard lernt der Emmeran schießen. Der Waldl aber ist gut Freund mit des Försters Feldmann, und wenn ihn der Verdri ankurtzt, macht er sich nichts draus. Er weiß, wo der die Knochen hin vergräbt, und läßt sich die Mühe nicht verdriessen und scharrt sie aus und frißt sie auf. So hat ein jedes seinen Zeitvertreib im Forsthaus. —

Bis der Müller heimkehrt, wird es später Nachmittag. Im Wirtshaus kommt die Unterhaltung ja doch nach Schluß des Gottesdienstes erst in Zug, da kommen die Kirchengänger herüber und es wird laut und lustig. Ist daheim das Mittagessen doch verpaßt, liegt nichts daran, wie lang einer sitzen bleibt, und vom Spiel steht ohnedies einer so schnell nicht auf, er mag gewinnen — dann schon gar nicht — oder verlieren — da meint er doch, er müßt' das Glück erzwingen.

Alleinsten ist aber keine Kurzweil mehr, so macht sich denn der Müller auf den Weg nach Haus.

Was ist denn auf dem Ager los? denkt er sich in seinem schweren Kopf, der Beppo und die Burgel rennen darauf hin und her, und wie sie ihn gewahr werden von weitem, winken sie ihm beide wie die Narren mit der Hand, er möge sich beeilen. Was soll's denn sein? Er fangt aber doch zu laufen an.

Auf dem Rasen liegt die Margret, und das Wasser rinnt aus ihren Kleidern und lauft an ihrem schwarzen Haar herunter, das ihr aufgelöst und wirr ums farblose Gesicht hängt. Ja, was ist nur da geschehen? Der Müller stammelt es, doch ist er auf einmal nüchtern geworden.

„So tragt sie doch hinein, so holt doch einen Doktor,“ schreit er den Beppo und die Burgel an, er selber aber rührt sich nicht.

„Der Simmerl ist schon nach ihm fort,“ rechtfertigt sich die Burgel — er war des Beppo Handlanger in der Mühle — allein was soll das helfen? Die Frau ist tot, sie mag schon Stunden im Wasser gelegen sein, die Burgel hat sie seit dem Mittagessen mit keinem Aug' gesehen.

„Aber wie hat's geschehen können?“

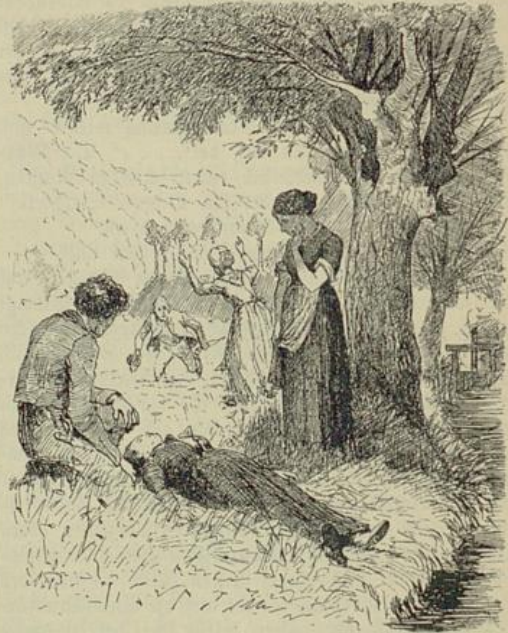
„Blumen stücken,“ meint der glatte Italiener, in dem Bestreben etwas seinem Herrn Angenehmes zu sagen, und er schnellte den dunkeln Kopf gegen das Ufer zu, wo die blauen Vergißmeinnicht zu blühen angefangen, und weißchenfarbnes Bittersüß sich an die Hecken rankt.

Der Müller greift begierig die Vermutung auf. „Daß sie nicht rufen hören?“ fährt er den Beppo an. Der nicht, sonst wäre er beigesprungen und hätte sie herausgezogen damals schon statt vorhin, es mag noch keine Viertelstunde vergangen sein. Sie war hängen geblieben an den vom Wasser freigespülten Wurzeln der großen Weide.

Drauf bückt sich der Beppo und faßt die Ertrunkene an den Schultern und sieht auffordernd zu seinem Gebieter hinüber, der sie an den Füßen packt.

So tragen die beiden sie ins Haus, die Burgel

geht hinter ihnen drein. Sie hat ihre Schürze ausgezogen und wischt damit das Wasser auf, das aus den Kleidern ihrer Herrin zu Boden tropft. —



Auf dem Rasen liegt die Margret, und das Wasser rinnt aus ihren Kleidern.

Der Herr Doktor kann selbe auch nicht mehr lebendig machen, damit hat die Burgel recht gehabt. Sie schickt jetzt den Simmerl nach dem Forsthaus hinüber, der Leonhard sollte kommen auf der Stelle, das Lenerl aber über Nacht bei den Försterleuten bleiben. Sie muß an alles denken, die Burgel, der Müller ist wie vor den Kopf geschlagen. Kein Wunder, ist es doch die zweite schon, die er so rätselhaft verliert. Die Burgel hat den Beppo nie leiden mögen, jetzt aber flüstert sie ihm ganz vertrauterweis der Leni traurig Ende zu, weil keiner sonst da ist, mit dem sie drüber reden könnte.

Der Simmerl kommt ohne Leonhard heim, der war schon fort nach der Bahnstation, daß er seinen Zug nicht verjäumt, er hat sich mit dem Emmeran verspielt, dem alten Kindskopf.

„Er hört's morgen früh genug,“ sagte mildgestimmt die Burgel, solch plöblich hereingebrochener Schicksalsschlag sänftigt auch eine böse Zunge — für eine Zeitlang. —

Ein Vierteljahr später kam die Mühle auf die Gant, und eines sonnigen Spätherbsttages wurde darüber Zwangsversteigerung gehalten, über Wohnhaus und Mühlenanbau und alles, was darin war, nebst den dazu gehörigen Liegenschaften.

Leute genug fanden sich ein, der Bieter waren wenige darunter, der Müller selbst ließ sich nicht blicken. Es hatte ihn niemand mehr gesehen, seit

er eines Samstagabends in seinem Sonntagsgewand von der Mühle weggegangen. Er war jenes Mal auf das Lenerl gestossen, das im Garten Blumen goß, und vor ihm stehen geblieben.

„Siehst gerade wie deine Mutter,“ hatte er gemeint und ihm über das blonde Haar gestrichen. Und wieder hatte er sich runtergebückt und es geküßt. Drauf war er fort, wohin hat keiner sagen können.

Daß er sich einen Tod hätte antun wollen, hat niemand von ihm angenommen, für ins Jenseits ist kein Reisegeld nötig, er aber hatte zusammengerafft, worauf er noch die Hand hatte legen können. Die es ihm nachrechnen gekonnt, haben gemeint, es hätte ihm schon bis übers große Wasser langem mögen.

Der Leonhard hätte ihn suchen lassen können, weil er ihn um sein Mütterliches gebracht, es nach der Margret Tod ihm hinterzogen hatte, das Wenige, was sie dazumal noch gehabt. Damit er nicht auch sein Väterliches einbüßen sollte, wurde die Mühle für ihn gesteigert. Sie hatten lang darüber beratschlagt, die von der Verwandtschaft von seinem Vater her, der Leonhard war von allem Anfang Feuer und Flamme dafür gewesen. —

Nachherhand hat er noch im Martiflecken bleiben müssen, auf seiner Schule fertig machen, dann ist er auf die Wanderschaft gegangen, etwas lernen, ehe er sein Eigentum übernimmt. Lang aber bleibt er nicht fort, hat er dem Lenerl trostreich verheißen, wie er zum Abschiednehmen nach dem Forsthaus hinübergekommen — dort war des Lenerl Heimat jetzt, und auch der Waldl hatte da seinen Unterschlupf gefunden. — Auf die Zeit kommt's nämlich gar nicht an, ob einer etwas lernt, außs Auspassen nur, das hat der Leonhard herausgekriegt, und das Lenerl nicht verständnisvoll dazu.

Der Müller hat gut gesehen, es sieht wie seine Mutter, Tag für Tag gleicht es ihr mehr. Es hat dieselben strahlenden braunen Augen zu ihrem hellen Haar, ist schlank und aufgeschossen wie die Leni und hat denselben Gang, dieselbe Haltung. Nur liegt's der Großmutter auf dem Herzen, daß es auch nach der Mühle hinüber soll. Dort fürchtet sie, könnte ihm kein Glück erblühen, und das Lenerl hingegen meint, nirgends sonst wie da.

Kein Ort ist ja dahin verwunschen, daß auf ihm das Pflänzlein Glück nicht mehr gedeihen mag. In blutgedüngter Erde hat es Wurzel geschlagen, den Greueln der Verwüstung ist es entsprossen, aus unfruchtbarem Felsgestein hervorgeblüht. Mitunter ist es auch gerade dort verwelkt, wo man ihm den Boden achtjam zubereitet vermeinte, und Lust und Licht und Sonnenschein und Regen ihm überjorglich zugemessen hatte. Wunderbar sind Schmerz und Freude im Menschenleben ineinander verschlungen, und oft entkeimt das eine geradewegs dem andern. Wer draußen gierig im Genuß das Glück zu halten meint, dem schrumpft es in der Hand verdorrt zusammen. Der stetig seines Weges geht, die Arme emsig regt, verständig sein Ziel im Auge hält, dem wächst es unversehens unter den Füßen auf. Warum nicht

auch dem Leonhard? Er will ja mit dem Kopf nicht durch die Wand; er will selber nur die Schulter stemmen an das Rad, mit den eigenen Händen zugreifen bei der Arbeit, sie nicht lässigen bezahlten hinüberschieben — weshalb soll's ihm da nicht gelingen, die alte Mühle hinüberzuretten in die neue Zeit? Ihr, der Zeit, wird vieles auf die Rechnung gesetzt, was dem einzelnen ins Schuldbuch zu schreiben wäre.

Ein treues Herz weiß der Leonhard dabei an seiner Seite, das stärkt und gibt den Rückhalt bei jeglichem Bemühen. Er geht nicht darauf aus, das Glück zu suchen — wer's tut, dem wird's noch lange nicht zu teil — er will nur dem Lenerl die Heimat erhalten, will selber auf dem Boden bleiben, darin er als Kind schon Wurzel gefaßt.



Wenn aber irgendwo das Glückspflänzlein sein Wachstum findet, ist es im Hausgärtlein daheim.

Schlimm!

Der Herr Bauinspektor stand im Wohnzimmer des Lehrers, schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, Herr Wehrle, in diesem feuchten Loch von Schulhaus kann keine Familie wohnen. Und die Gemeinde will nicht bauen?“

„Fällt ihnen nicht ein.“

Der Herr Bauinspektor war ein spaßhafter Mann. Er neigte seinen Mund an das Ohr des Lehrers und sagte: „Wissen Sie was? Zünden Sie die Baracke an.“

Der Lehrer war auch ein spaßhafter Mann. Er küsterte ins Ohr des Bauinspektors: „Anzünden? Ich hab's schon oft probiert. Aber es brennt nicht, es ist zu feucht.“

Das Haus steht heute noch.